

oder künstliche (§ 2). Das Wort „natürlich“ kann hier 3 Bedeutungen haben:

*a* von selbst verständlich,

*b* naturgesetzlicher oder überhaupt nothwendiger äußerer Zusammenhang,

*c* innerer Zusammenhang, Aehnlichkeit;

das Wort „künstlich“ ebenso negativ:

*a'* was nicht von selbst verständlich ist,

*b'* wo kein nothwendiger äußerer Zusammenhang besteht,

*c'* was keinerlei inhaltliche Aehnlichkeit aufweist.

Psychologisch ist das Bedeuten ein Reproductionsvorgang. Das psychische Band, welches Zeichen und Bedeutung verknüpft, ist die durch ein Urtheil vermittelte („judiciöse“) Association.

Das sprachliche Bedeuten ist schließlic ein Specialfall des Bedeutens überhaupt. Hinsichtlich des ersten Gesichtspunktes, unter welchem die Fälle von Bedeuten gruppirt wurden, gehört es der Hauptsache nach in das Gebiet finalen Bedeutens; nur ein kleiner Ausschnitt, die echten und die unechten Interjectionen, fallen, soweit sie instinctiv-psychomotorisch ausgesprochen werden, in das Gebiet realen Bedeutens. Hinsichtlich des zweiten Gesichtspunktes kann man von einem mittheilenden und begehrenden Sprechen reden. Hinsichtlich des dritten hätten wir für die Mehrzahl unserer sprachlichen Zeichen die Charakteristik *a' b' c'* anzuwenden.

Der Untersuchung soll eine speciell sprachliche Bedeutungslehre in Bälde nachfolgen.

Als ein erfreuliches Zeugniß dafür, daß die Sprachwissenschaft immer mehr Föhlung mit der Psychologie zu gewinnen sucht, ist diese Untersuchung dankbarst zu begrüßen. Sie werden beide Gewinn davon haben.

AMONT (Würzburg).

L. HIRSCHLAFF. Ueber die Furcht der Kinder. *Zeitschr. f. päd. Psychol. u. Pathol.* 3 (4), 296—315. 1901; 4 (1), 39—56; (2), 141—156. 1902.

Der Werth dieser Artikelserie über die Furcht, insbesondere die der Kinder, beruht vor Allem darin, daß der Verf. ein besonnenes psychologisches Urtheil mit medicinischer Praxis und warmem pädagogischen Interesse vereint. Der erste Artikel behandelt die allgemeinen Grundlagen einer Theorie der Furcht, die H. mit ARISTOTELES definirt als ein Unlustgefühl, welches sich gründet auf die Erwartung einer bevorstehenden Gefahr. Mit diesem Hineinnehmen eines intellectuellen Factors in die Definition wendet er sich gegen die physiologische Affecttheorie von JAMES und LANGE und schließt sich STUMPF an. Sowie hier seine kritische Stellungnahme Zustimmung verdient, so auch bei der Verurtheilung der statistischen Methode (BINET, STANLEY HALL), welche auf herumgesandte Fragenbogen eine Psychologie der Furcht gründen will, und bei der Ablehnung der Vererbungstheorie (SPENCER, STANLEY HALL), die da meint, daß es angeborene Furchtinhalte (wie Dunkelheit, wilde Thiere) gebe, welche ihren Ursprung in Erfahrungen unserer menschlichen oder gar noch thierischen Vorfahren haben. (Den von H. aus der Litteratur gebrachten Belegen dafür, daß es

angeborene Furcht vor bestimmten Objecten nicht gebe, kann ich aus Eigenem hinzufügen, daß mein von Geburt an ununterbrochen psychologisch beobachtetes Töchterchen noch im Alter von 1 1/2 Jahren keine Spur von Furcht zeigte beim Hineinlaufen in ein dunkles Zimmer oder beim plötzlichen Auslöschen des Lichtes, ebensowenig, als es mit 2 Jahren zum ersten Male im zoologischen Garten den wilden Thieren, Elephanten u. s. w. gegenüberstand. Ref.) Nicht der Furchtinhalt vererbt sich, höchstens die allgemeine Disposition der Furchtsamkeit. Des weiteren behandelt der erste Artikel Grade und Arten der Furcht und ihre Abhängigkeit von Alter und Geschlecht.

Der zweite Aufsatz giebt eine Casuistik von Furchtphänomenen mit zahlreichen Beispielen aus Literatur und Praxis: die Todesfurcht, die Erötungsfurcht (deren Heilbarkeit auf psychotherapeutischem Wege erschildert), die Schüchternheit, die Furchtzustände der Geisteskranken und Nervösen u. a. m.

Der dritte Artikel scheidet mit Recht zwischen normaler Furcht, die der Gefahr angemessen ist und eine unveräußerliche und höchst werthvolle Eigenschaft der Seele bildet, und der übertriebenen oder krankhaften Furcht, der es pädagogisch vorzubeugen und zu widerstehen gilt. In letzterer Absicht erörtert H. der Reihe nach ihre verschiedenartigen Entstehungsbedingungen: körperliche, wie Schwächlichkeit, Alkoholgenuss u. s. w., seelische, wie mangelhafte Wahrnehmungsfähigkeit, mangelhaftes Wissen, Wirkung von Erzählungen und Lectüre („Ammenmärchen“), mangelnde Urtheilskraft und schwachen Charakter, und zeigt, wie die Erziehung ihnen entgegenarbeiten müsse. Ein Literaturverzeichniss von 39 Nummern schließt die Arbeit.

W. STERN (Breslau).

M. L. GÉRARD-VARET. *Le jeu chez l'homme et chez les animaux. Rev. scient.* 17 (16), 485—491. 1902.

Die vortrefflichen Bücher unseres K. Groos, von welchen das ältere über das Spiel der Thiere soeben auch in französischer Sprache erschien, haben in Frankreich großes Interesse wachgerufen. Davon zeugt auch der vorliegende Artikel, der in der Hauptsache in den Bahnen Groos' wandelt und das Spiel für eine Entladung (phénomène de détente) des Energieüberschusses bei Menschen und Thieren im Sinne illusionirter Zwecke erklärt. Die Eintheilung in Bewegungs- und Phantasiespiele (jeu à base de rêve), von welchen die Ersteren socialitateurs, die Letzteren isolateurs seien, ist bekannt, unseres Wissens neu ist dagegen die Unterscheidung von Thier-Spielen vor und nach der Pärchenbildung. Ein Detail verdient Erwähnung: Groos verfügte über keinen völlig sichergestellten Fall des Puppen-Spieles bei Thieren. GÉRARD-VARET erzählt einen solchen. Eine isolirt aufgezogene Hündin habe einen Brotklumpen wie ein Junges behandelt und das Säugen und Wärmen daran markirt. —

Für das menschliche Spiel ist nach den zutreffenden Erörterungen des Verf. auch die lustfördernde Wirkung der Gefahr und des Zufalles bei der Realisirung des Spielzweckes charakteristisch.

KREIBIG (Wien).